

Wildnispädagogik ist politisch – ob wir wollen oder nicht

„Wir machen Wildnispädagogik, keine Politik“ – diesen Satz habe ich im Kontext einer Auseinandersetzung über Verantwortung für diskriminierende Dynamiken in der Ausbildung gehört. Ich verstehe die Sehnsucht dahinter, nach einem Raum jenseits von Konflikten, nach Einfachheit und Gemeinschaft.

Doch je länger ich mit Gruppen arbeite, desto klarer wird mir: Räume, in denen Menschen zusammenkommen, sind niemals neutral. Sie sind geprägt von unseren Bildern von Geschlecht, von Machtverhältnissen und gesellschaftlichen Normen. Wenn wir diese nicht benennen, wirken sie trotzdem – meist zugunsten derjenigen privilegierten, die ohnehin Raum einnehmen können. Neutralität schützt nicht die Betroffenen, sondern den Status quo.

„You can't solve a problem that you won't name or that you won't recognize is real.“
(Tim Wise)

Die Wildnispädagogik steht für wertvolle Grundhaltungen: Naturverbinding, Gemeinschaft, Achtsamkeit. Gleichzeitig zeigen sich in der Szene eine Reihe von Herausforderungen: Wenig reflektierte Rollenbilder der Geschlechter und damit verbundener Machtdynamiken, Unsichtbarkeit queerer Menschen, geringe Präsenz von BIPOC oder unkritische Weitergabe vermeintlich indigenen Wissens ohne Bezug zu Dekolonisierung oder kultureller Aneignung. Zusätzliche Hinweise auf die Anschlussfähigkeit einiger Narrative an rechtes Gedankengut legen die Notwendigkeit einer klaren Positionierung nahe.

Vor diesem Hintergrund wurde das Seminar von *naturally equal* zur geschlechterreflektierten Wildnispädagogik für mich zu einem wichtigen Erfahrungsraum politischer Bildung in der Naturverbindungsarbeit. Wir setzten uns dort mit Diversität in der Geschlechterreflexion auseinander, reflektierten gesellschaftliche Männlichkeits- und Weiblichkeitsanforderungen und entwickelten Handlungsstrategien zur Prävention interpersonaler Gewalt. Auch die eigene Biografie wurde im Spiegel gesellschaftlicher Geschlechterrollen behutsam betrachtet.

Die Gruppe vereinte Menschen aus verschiedenen Generationen der Naturverbindungsarbeit. Der aktiv geförderte Austausch innerhalb dieses Raums hat mich darin bestärkt, diese Impulse bewusst weiterzutragen und meine Verantwortung in der Gestaltung sichererer und zugänglicher Räume ernst zu nehmen.

Immer klarer wird mir dabei, dass Sicherheit eine zentrale pädagogische Grundkategorie ist. Nur wenn Menschen sich sicher fühlen, können sie ihre Wahrnehmung öffnen, neugierig werden, zuhören – sich selbst, anderen und der Natur. Sicherheit ist die Voraussetzung dafür, dass Bindung, Vertrauen und Kreativität entstehen können. Wo sie fehlt, wird auch der Zugang zur eigenen Wahrnehmung brüchig.

Dabei reicht es nicht aus, wenn ein Raum lediglich „für alle in Ordnung“ erscheint. Oft entsteht dieser Eindruck auch deshalb, weil gerade niemand anwesend ist, der von

Ausschlüssen oder Verletzungen betroffen ist. Sicherheit muss deshalb aktiv hergestellt und reflektiert werden – nicht nur individuell, sondern auch strukturell.
Die Haltung und Kultur von Institutionen ist ein zentraler Faktor der Prävention.

Strukturelle Gewalt ist bei uns gesellschaftlich zwar massiv dokumentiert, aber keineswegs naturgegeben oder „normal“. In verschiedenen gesellschaftstheoretischen Perspektiven wird vielmehr ein historischer Kipppunkt beschrieben, in dem Gewaltstrukturen im Zuge der Zuschreibung von Macht an männlich gelesene Körper systematisch verfestigt wurden. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, gesellschaftliche Machtverhältnisse und patriarchale Strukturen kritisch mitzudenken.

Es ergibt sich für mich auch eine klare Verantwortung: Aufklärungsarbeit kann nicht allein Aufgabe derjenigen sein, die Diskriminierung erfahren. Es liegt in der Verantwortung aller, sich zu bilden, hinzusehen und achtsam zu handeln. Denn selbst wertschätzend gemeinte Nachfragen und Erklärungen kosten marginalisierte Menschen Kraft – Kraft, die sie nicht immer aufbringen können oder sollten.

Konkret wollen wir Kursteilnehmenden in unserer Praxis nun bewusster auf geschlechtergerechte Sprache achten, die das generische Maskulinum zunehmend ersetzen soll, uns mit Pronomen vorstellen, unsere Räume achtsam hinsichtlich Rollenangeboten gestalten und klare Präventionskonzepte gegen Grenzverletzungen erstellen und umsetzen.

Solche Veränderungen mögen klein erscheinen, doch sie sind Teil eines größeren kulturellen Wandels, für den dieses Seminar ein gelebter Erfahrungsraum war. Ein Ort des Sehens und des Auftankens. Ein Raum, in dem wir uns miteinander verwandt gemacht und beseelt haben, sodass unsere Hoffnung Tatkraft erhält. Ein Ort des gemeinsamen Lernens, der uns geholfen hat, leidbringende Muster unserer Sozialisierung zu erkennen und hinter uns zu lassen.

„Während die alte Welt zerfällt, weben wir dieses Netz. Wir sind ein Wald, der leise wächst.“ (Carmina)

Lena Blechschmitt im April 2026